

Diskurstheorie als Werkzeugkiste: eine Analyse der Effekte diskursiver Praxen im Kontext familialer Geschlechterarrangements

König, Tomke

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

König, T. (2008). Diskurstheorie als Werkzeugkiste: eine Analyse der Effekte diskursiver Praxen im Kontext familialer Geschlechterarrangements. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 4787-4795). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-154572>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Diskurstheorie als Werkzeugkiste: Eine Analyse der Effekte diskursiver Praxen im Kontext familialer Geschlechterarrangements

Tomke König

Im Titel meines Beitrags ist von der Diskurstheorie als Werkzeugkiste die Rede. Das ist eine Empfehlung, die Michel Foucault ausgesprochen hat. Darüber hinaus beziehe ich mich in meinem Beitrag auf diskurstheoretische Ansätze, die im Anschluss an Foucault für die Untersuchung der Geschlechterverhältnisse entwickelt wurden – vor allem auf Judith Butler. Ich möchte im Folgenden zunächst einige Punkte umreißen, die aus dieser erkenntnistheoretischen Position für das Verständnis von Naturalisierungsprozessen zentral sind und Forschungsfragen benennen, die sich vor diesem Hintergrund hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse stellen. In einem zweiten Schritt werde ich beschreiben, wie sich der Umgang mit empirischen Material gestaltet, wenn man von bestimmten diskurstheoretischen Annahmen ausgeht. Unter Rückgriff auf methodisch provozierte Redeereignisse werde ich dann in einem dritten Schritt zeigen, welche Art von Ergebnissen eine solche Forschungsperspektive produziert. Ich greife hierfür auf Material aus einem laufenden Habilitationprojekt »Familiale Geschlechterarrangements. Eine empirische Untersuchung zu Aushandlungsprozessen in Paarbeziehungen« zurück, das ich am *Zentrum Gender Studies* der Universität Basel durchführe.

Das Verständnis von Naturalisierungsprozessen

Aus diskurstheoretischer Perspektive betrachtet stehen Naturalisierungsprozesse nicht im Gegensatz zu Vergesellschaftungsprozessen. Sie sind vielmehr zentraler Bestandteil für die Vergesellschaftung von Individuen als »Frauen« und »Männer«. Naturalisierungsprozesse der Geschlechter haben demnach nicht nur den Effekt, dass Frauen und Männern bestimmte Eigenschaften, Tätigkeiten oder Sphären zugeschrieben werden. In diesen Prozessen werden Subjekte als »Frauen« und »Männer« identifiziert und in der binären Geschlechterordnung positioniert. Für die hegemoniale Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit ist dabei der *Glaube an die Natürlichkeit* der Geschlechtsunterschiede konstitutiv. Wir glauben, dass es nur zwei Versionen geschlechtlicher Körper gibt, dass jeder Mensch dauerhaft nur ein Geschlecht haben

kann, die Geschlechtsidentität aus dem Körper resultiert und schließlich, dass das jeweilige sexuelle Begehren auf das andere Geschlecht gerichtet ist – auch das ein Effekt der körperlichen Basis (Heteronormativität). Das heißt, in der dekonstruktivistischen Denkweise wird das biologische Geschlecht nicht als natürliche Grundlage der zweigeschlechtlichen Ordnung verstanden, sondern »als regulative Idee«, die für die Herstellung von zwei eindeutigen Geschlechtsidentitäten sorgt« (Jäger 2004: 33). Im Mittelpunkt des Interesses steht deshalb die Bezeichnungspraxis, in der intelligible Geschlechter entstehen, die wir unmittelbar »lesen« können. Das heißt auch, dass eine Denaturalisierung der Geschlechter in dieser Denkweise mit der Infragestellung der zweigeschlechtlichen Ordnung einhergehen würde.

Im Anschluss hieran stellen sich folgende Forschungsfragen: Wie und wo wird das Wissen der zweigeschlechtlichen Ordnung zum Gegenstand von diskursiven Ereignissen? Und welche Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen sind in solchen Ereignissen sag- und damit auch lebbar? Beziehungsweise welche unterschiedlichen Möglichkeiten gibt es, »Frau«/»Mutter« oder »Mann«/»Vater« zu sein?

Wie gestaltet sich im Anschluss an Diskurstheorie der Umgang mit empirischem Material?

Diskursanalysen beschäftigen sich vor allem mit historischen Redeereignissen bzw. mit Material, das sie in der Gesellschaft vorfinden (z.B. Zeitschriften, wissenschaftliche Texte). Eher ungewöhnlich ist, methodisch provozierte Redeereignisse hinsichtlich der dort stattfindenden Bezeichnungspraxis zu analysieren. Genau dies tue ich gegenwärtig in einem empirischen Forschungsprojekt, in dem es um die Frage geht, wie sich die Prozesse gestalten, in denen Paare, die mit Kindern zusammen leben, zu einem Arrangement kommen, in dem sie die anfallenden Arbeiten erledigen. Das Material sind Interviews, die ich mit gleich- und gegengeschlechtlichen Paaren geführt habe, die unterschiedlichen sozialen Milieus angehören und mit Kindern zusammen leben, die bis 10 Jahre alt sind.

An dieser Stelle möchte ich *nicht* mein methodisches Verfahren beschreiben, sondern *zwei Prämissen* vorstellen, die aus einer diskurstheoretischen Erkenntnisposition für die Analyse von Interviews maßgeblich sind.

Die erste Prämisse betrifft das *Ziel der Analyse*. Angenommen wird, dass wir keinen anderen Zugang zur Wirklichkeit haben als über Repräsentationen. Insofern besteht zwischen den Untersuchungsgegenständen und der wissenschaftlichen Darstellung kein Abbildungsverhältnis. Wissenschaftliche Diskurse sind aus dieser

Perspektive Objektivierungspraktiken, die »Systeme der Repräsentation« (Hall 2004) hervorbringen. Für die Analyse der Interviews heißt das: Es wird nicht beansprucht, dass die Ergebnisse mit den Alltagsbedeutungen der Akteure überein stimmen. Vielmehr wird beschrieben, was in den Redeereignissen des Interviews geschieht. Welche Selbstverhältnisse und Machtverhältnisse werden in der Logik dieses Geschehens konstituiert? Statt in der »Tiefe« nach Bedeutungen zu suchen, die den Alltagspraktiken innewohnen, werden Handlungs-, Denk- und Gefühlspraktiken auf der »Oberfläche« dekonstruiert. Leitend ist die Frage, wie im Reden durch die Signifikationspraxis Wahrnehmungs- und Handlungsmuster konstruiert, Relevanzen festgelegt und Sinnhorizonte verschoben werden (vgl. Demirović 1996). Entscheidend ist dabei also nicht, wie häufig ein bestimmtes Argument auftaucht, sondern nach welchen Regeln die Äußerungen geformt sind. Es wird gefragt, ob sich in diesen Regeln gesellschaftliche Diskurse (trans)formieren.

Die zweite Prämisse betrifft den *Zusammenhang von Mikro- und Makroebene*. Das, was die Befragten sagen, wird zwar immer auch als Ausdruck der Tatsache verstanden, dass jemand eine »Frau« oder ein »Mann« *ist*, die oder der als solche/r bestimmte Interessen verfolgt. Aber in der Analyse steht die Frage im Mittelpunkt, wie sich Individuen in der Kette von Äußerungen vergesellschaften bzw. »Frau« oder »Mann« *werden*. In den Redesequenzen geben die SprecherInnen, die von einer institutionellen Position aus reden, sich und den Ereignissen einen Sinn (vgl. ebd.: 101). Allerdings erfindet das Subjekt diese Signifikationen nicht. Es ist zwar für das Sprechen verantwortlich, aber das (geschlechtsspezifische) Sprechen vollzieht sich durch die Anrufung der Konventionen. In der Unterwerfung unter die bestehenden Normen, Konventionen und Ideologien, so die Annahme, konstituieren sich die Individuen als Subjekte (vgl. Althusser 1977; Butler 2001). In dieser Denkweise *müssen* sich die Individuen mit den Anrufungen auseinandersetzen, die beispielsweise mit der »Ideologie der Familie« verbunden sind. Denn diese Auseinandersetzung ist Teil des Prozesses, in dem Personen als »Mutter« oder »Vater« identifiziert werden. Zwingend meint also: notwendig für die Subjektwerdung.

Die Analyse rekonstruiert deshalb, *wie* sich die Befragten in ihren Äußerungen auf *welche* Repräsentationen (kulturelle Muster, gesellschaftliche Diskurse, (Geschlechter-)Normen und andere Wissensbestände) beziehen, die zum Archiv für familiäre Geschlechterarrangements gehören und die die Menschen mit spezifischen Geschlechtsmerkmalen in die sozialen Beziehungen der Reproduktion einfügen. Ebenso gilt es zu analysieren, wie die AkteurInnen durch ihr Sprechen zu den Prozessen beitragen, in denen diese Bedeutungen reproduziert, transformiert, neu ausgearbeitet und verallgemeinert werden. Die Äußerungen der AkteurInnen werden selbst als diskursive Elemente des Netzes von Aussagen verstanden, in dem sich der Spielraum für mögliche familiäre Geschlechterarrangements konstituiert (vgl. Demirović 1996). So kann sich mit unterschiedlichen Bezügen auf Diskurse sowie

auf ihre einzelnen Elemente auch der Stellenwert verändern, den diese für die jeweilige soziale Praxis haben. In unterschiedlichen Situationen, Orten, Zeiten, die jeweils mit verschiedenen Systemen von Differenzen und Äquivalenzen operieren, kann eine Norm eine andere Konnotation und Wirkung haben. Entscheidend ist hierfür das jeweilige »Bezugssystem, das die Welt klassifiziert« (Hall 2004: 57) und in dem die Redeereignisse stattfinden. Das heißt: Makro- und Mikroebene werden in dieser erkenntnistheoretischen Position immer schon zusammen gedacht – sie bedingen sich gegenseitig.

Ein letzter Punkt. Wie kann es aus dieser Perspektive zu Veränderungen kommen? Hier ist der Rekurs auf Butler (1991) nützlich. Performative Sprechakte sind demnach ein Echo. Um sinnhaft zu sein, müssen sie bestehende Bedeutungen wiederholen. In dem Sinne gibt es kein Außerhalb der hegemonialen Diskurse. Sie bestimmen auch das Abweichende oder Unmögliche. So ist beispielsweise das homosexuelle Begehren eine vom heterosexuellen Diskurs mitproduzierte Form der Sexualität. Aber performative Sprechakte sind nie eine unveränderte Kopie eines Originals. Performativität kann immer auch die kritische Praxis der Umdeutung beinhalten.

Diskursive Praxen im Kontext familialer Geschlechterarrangements

Im Folgenden greife ich einen Topos heraus, mit dem sich alle interviewten Frauen im Moment der Geburt ihres Kindes auseinandersetzen: das Stillen. Im Rahmen der »Ideologie der Familie« lautet die Anrufung: *Weil du als Frau stillen kannst, bist du für das Baby zuständig und aufgrund dieser Funktion wirst du anders fühlen, denken und dich verhalten als der Vater* (für eine detailliertere Darstellung vgl. König 2006). Ich möchte an drei Beispielen zeigen, dass sich die Interviewten recht unterschiedlich auf dieses unproblematische Wissen der zweigeschlechtlichen Ordnung beziehen. In diesen Bezugnahmen werden unterschiedliche Vorstellungen von der Existenz als »Frau/ »Mutter« und »Mann/ »Vater« sag- und damit auch lebbar.

Astrid und Michael (die Namen der Interviewten wurden anonymisiert), die geisteswissenschaftliche Fächer studiert haben, waren beide erwerbstätig, als sie zum ersten Mal über eine Familiengründung sprachen. Astrid war in einem Fernsehsender Autorin und Produzentin für Dokumentarfilme und verdiente deutlich besser als Michael, der Lektor in einem kleinen Verlag war. Damals hatte Astrid die Losung ausgegeben: »Wer weniger verdient, kümmert sich um das Kind«. Doch als

Astrid einige Jahre später ein Kind bekommt, nimmt sie Elternzeit und kündigt ein halbes Jahr später ihre Stelle. Erklärend sagt sie:

»Es hat sich gewandelt als es quasi ernst wurde (...) Da ist auch meine Bereitschaft gestiegen zuhause zu bleiben. Weil ich dann auch so sah, dass bei ganz konkreten, also alleine zum Beispiel wegen des Stillens klar war, dass ich auf jeden Fall mindestens ein halbes Jahr zuhause bleiben würde, weil ich auch gedacht habe, mir das in meinem Beruf auch überhaupt nicht vorstellen konnte, dass ich dann da aus dem Büro nach Hause fahre, um zu stillen oder den da mit hin nehme. Das hätte man vielleicht machen können, wollte ich aber auch nicht. Gott sei Dank. Im Nachhinein sage ich, Gott sei Dank habe ich mich auf so etwas gar nicht eingelassen. Weil ich glaube, dass es für mich sehr viel Stress bedeutet hätte und für ihn auch.«

Zwei Vorstellungen, die Astrid vor der Geburt des Kindes hat, sind für den Entwurf des Paararrangements konstitutiv: Es ist für sie selbstverständlich, das Kind mindestens ein halbes Jahr lang zu stillen und aufgrund des Stillens *will* sie nicht erwerbstätig sein. An anderer Stelle wird allerdings deutlich, dass dies nicht nur ein individueller Wunsch ist. Astrid *sollte* sich als Mutter für das Baby verantwortlich fühlen. Verwandte, KollegInnen und FreundInnen seien selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie ihre Erwerbsarbeit mindestens ein Jahr unterbrechen würde. In diesen Gesprächen sei bei ihr das Gefühl entstanden, sie müsse als Frau zuhause bleiben. »Sonst hätte ich gegenüber dem Kind und meiner kleinen Familie ein schlechtes Gewissen gehabt«, sagt sie. Dieses schlechte Gewissen spielt auch gegenwärtig (das Kind ist 1½) bei der bislang ergebnislosen Suche nach einer Arbeitsstelle eine Rolle. Wenn Michaels Mutter erfahren würde, dass sie wieder arbeiten will, dann würde sie sagen:

»Um Gottes Willen. Das ist für das Kind ganz schlecht, wenn ich den vor drei Jahren abgebe. Ich versuche heute, das gar nicht an mich heran kommen zu lassen, aber unterschwellig merke ich doch, dass ich darüber nachdenke. Auch wenn ich mir sage, das brauchst du nicht ernst nehmen, ist Quatsch, dann sind das doch Dinge, die mich beschäftigen. (...) Wobei ich mir versuche vom Kopf her zu sagen, das ist Quatsch, dass der jetzt leiden würde, wenn ich hier nicht wäre und ihn stillen würde. Das wäre anders für ihn, aber der würde da jetzt keine Störung davon tragen. Ich bin ja auch irgendwie groß geworden, obwohl meine Mutter gearbeitet hat und ich eine Kinderfrau hatte.«

Noch bevor etwas passiert ist und obwohl ihre eigene Mutter es anders gemacht hat, hat Astrid gegenüber dem Kind ein schlechtes Gewissen und ist deshalb bereit, sich bezüglich ihrer Erwerbstätigkeit zu beschränken. Man könnte mit Butler auch sagen: Ihr Gewissen macht sie der »subjektivierenden Maßregelung« (Butler 2001) zugänglich. Mit der Beendigung ihrer Erwerbstätigkeit befreit Astrid sich von ihrem schlechten Gewissen. Auf diese Weise konstituiert sich ihr spezifisches Selbstverständnis als »Mutter«. Zentral ist die Vorstellung, diejenige zu sein, die zum Wohl des Kindes beitragen *kann* und *muss*.

Im zweiten Beispiel geht es nun um eine Interviewte, die sich vor der Anrufung schützt, als (stillende) Mutter nicht erwerbstätig sein zu können (eine ausführlichere Darstellung dieses Beispiels findet sich in König/Maihofer 2004). Zum Zeitpunkt der Schwangerschaft bekam Susanne, die damals als freiberufliche Grafikerin arbeitete, eine für sie interessante berufliche Anfrage: ihr wurde von einer amerikanischen Designer-Schule ein Lehrauftrag in einer Schweizer Dependance angeboten.

»Und dann ist das mit dem Kind gekommen, und dann habe ich gesagt, das ist jetzt schwierig zu unterrichten, an dieser Designschule. »Nein, das kannst du nicht. Jetzt musst noch reisen, jetzt musst noch etwas machen.« Und dann hab ich, als ich gemerkt habe, wie ich denke, habe ich gedacht: »Nein.« Und dann hab ich gleich zugesagt: »O.k., das mach ich.« Wenn ich jetzt schon denke, ich mache es nachher nicht mehr, dann mach ich es sicher nicht mehr. Und dann hab ich dort unterrichtet, bis nach Weihnachten. Und im März ist Jannek zur Welt gekommen. Und während meiner Auszeit haben sie aber diese Schule aufgelöst.«

Am nicht stattgefundenen ›Test‹ beschreibt Susanne ambivalente Gefühle und Gedanken. Das berufliche Angebot war reizvoll, weil es ihr neue Arbeitsfelder und Kontakte eröffnete. Aber da dieser Job ihre Mobilität voraussetzte, kamen Zweifel auf: Sind berufliche Reisen mit einem Baby zu vereinbaren? Kann sie es dem Kind zumuten, es auf diesen Reisen mitzunehmen? Oder ist es besser, das Kind bei dem Vater zu lassen? Susanne kommt zunächst zu dem Schluss: »Nein, das kannst du nicht machen«. Doch als Susanne merkt, wie sie denkt, entscheidet sie sich anders: »Hab ich gleich gesagt, o.k. das mach ich.« Es ist so, als würde Susanne sich dagegen wehren, dass die Vorstellung von ihr Besitz ergreift, eine Frau könne mit einem Baby nichts anderes tun, als sich um eben dieses zu kümmern. Darüber hinaus antizipiert sie ein Problem, das mit dieser Vorstellung verbunden ist: »Wenn ich jetzt schon denke, ich mache es nachher nicht mehr, dann mach ich es sicher nicht mehr.« In diesem inneren Monolog hat Susanne für sich geklärt, dass der Beruf für sie zu wichtig ist, als dass sie ihn wegen eines Kindes aufgeben würde. Interessanter Weise hat sie das Kind dennoch gestillt – und das drei Jahre lang. Erklärend fügt sie hinzu, sie sei damals beruflich viel unterwegs gewesen und deshalb wäre alles andere ein größerer Aufwand gewesen. Es sei mit dem Sohn vom ersten Moment an »ideal gewesen«. »Er ist immer im richtigen Moment eingeschlafen und ist sehr zufrieden gewesen. Hab ihn überall hin mitnehmen können.« Das Kind stört nicht, weil sein Lebensrhythmus zum Rhythmus des beruflichen Alltags der Mutter passt. Hier wird die »natürliche« Funktion von Frauen also mit einer anderen Argumentation und Handlungsweise verknüpft. An einer späteren Stelle im Interview wird allerdings deutlich, dass ihr Mann die lange Stillzeit mit ermöglicht hat, indem er sie auf ihren beruflichen Reisen begleitet hat. Neben der Pragmatik spielt bei der langen Stillzeit also auch ihr Wunsch eine Rolle, trotz Erwerbsarbeit bestimmte Vorstellungen von

Fürsorge und Zuständigkeit zu verwirklichen. Sie will eine enge Beziehung zum Kind haben.

Im dritten Beispiel hat sich die interviewte Frau (Vertriebsleiterin in einer großen Firma) nicht von der normativen Vorstellung anrufen lassen, sie müsse das Kind stillen. Bereits acht Wochen nach der Geburt des Kindes ist Elke wieder Vollzeit erwerbstätig. Allerdings hätte sie das Baby »auf keinen Fall« bei einer Kinderfrau gelassen. Und so trifft es sich gut, dass ihr Mann (Elektriker) Lust hatte, drei Jahre Erziehungszeit zu nehmen. Den Versuch, das Kind mit der abgepumpten Muttermilch zu ernähren, gab das Paar schnell auf, da sich dies für Elke als zu umständlich erwies. Ich möchte nun den Fokus auf den Mann legen, weil sich in diesem Fall besonders deutlich zeigt, dass ein Rollenwechsel nicht die binäre Geschlechterordnung in Frage stellt, sondern eine andere Form der »Männlichkeit« möglich macht.

Da Pit als Elektriker in einem Betrieb arbeitet, in dem eine ausgesprochen klare Vorstellung von »Männlichkeit« besteht, haben auch in seinem Fall die Anrufungen eine ganz konkrete Stimme und einen konkreten Inhalt. Die erste Frage eines Kollegen sei gewesen: »Ja, haha, gibst du deinem Kind auch die Brust? Hahaha. Witzig, witzig.« Und ein Vorgesetzter habe gesagt: »Wie, der Müller, der bleibt zu Hause, der macht die Mutter? Können wir mit dem überhaupt arbeiten? Was ist 'n das für einer?« Das heißt, es ist in diesem Milieu nicht vorstellbar, dass ein Mann seine Erwerbstätigkeit für die Erziehung der Kinder unterbricht und dabei ein Mann bleibt. Dieser Infragestellung seiner beruflichen Integrität und Identität als »Mann« begegnet Pit offensiv. Zunächst klärt er den Arbeitgeber über seine rechtlichen Ansprüche auf. Und seit dem »fünften Spruch« habe er eine Antwort bereit gehalten, die ihm ein »überlegenes Gefühl« und »Selbstbewusstsein« gegeben hätte:

»Hab ich gemeint, ja, macht ihr nur, fährt ihr eure Schiene, so wurde es ja schon 200, 300 Jahre gemacht, seit der Industrialisierung wurde es ja so gemacht. Und von daher denken sie, dass sie doch jetzt viel besser sind und dass ich jetzt der arme Arsch bin oder auch 'ne leichte Spur von Mitleid mir so entgegenkam. Und da hab ich aber gedacht, also eigentlich ist es Blödsinn, also macht ihr nur so weiter, jeden Tag dasselbe und mal gucken, wenn dann der Rentenbescheid kommt, dann könnt ihr sehen, dass ihr noch irgendwo als Pfortner weitermacht.«

Pit hat nicht nur etwas getan, was in seinem Milieu ansonsten Frauen tun. Er hat die Elternzeit *als »Mann«* genommen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war ein Aspekt, der in diesem sozialen Milieu nach wie vor ein zentraler Aspekt männlicher Identität ist: er musste sich eingestehen, die materielle Existenz der Familie nicht alleine absichern zu können. Ebenso schwer wiegt aus Pits Perspektive aber die Beschämung, (im Alter) unqualifizierte Arbeit verrichten zu müssen. Einige Kollegen hätten eingeräumt, sie würden jetzt nicht so »rumkriechen«, wenn ihre Frau damals nicht ihren lukrativen Job aufgegeben hätte. Die Arbeit an der Geschlechtsidentität

wird demnach nötig, um einen Lebensstandard zu erhalten, der die soziale Integrität absichert. Oder anders gesagt: Angesichts mangelnder Ressourcen, die eine bestimmte Männlichkeit überhaupt nur möglich machen, entwickelt Pit eigene Vorstellungen über seine Geschlechtsidentität. Im Laufe der Erziehungszeit wird die Sorge um das Kind zu einem wichtigen Bestandteil seines Selbstverständnisses.

Fazit

Ziel meiner Untersuchung ist, die Intelligibilität der diskursiven Praxen von Eltern zu beschreiben, in denen sich die Handlungsspielräume für familiäre Geschlechterarrangements etablieren. Es geht um die vorhandenen Möglichkeiten, »Frau«/»Mutter« oder »Mann«/»Vater« zu sein. In den Beispielen wurde folgendes deutlich:

- In der Auseinandersetzung mit einem bestimmten Topos der Ideologie der Familie entstehen unterschiedliche Selbstverständnisse als »Mutter«/»Vater« und in der Konsequenz auch verschiedene Praxen familialer Arbeitsteilung.
- Auch wenn sich neue Formen der Arbeitsteilung etablieren, geschieht dies innerhalb der zweigeschlechtlichen Ordnung.
- Deutlich treten in der diskursiven Praxis der AkteurInnen Widersprüche zutage: So konstituiert das Stillen im zweiten Beispiel eine besondere Beziehung zum Kind bzw. ein bestimmtes Verhalten als »Frau«/»Mutter« und zugleich ermöglicht es der Frau ihre Erwerbstätigkeit auszuüben.

Im Anschluss an Michel Foucault wird man diese Brüche, Widersprüchliche und Ungleichzeitigkeiten weder auf *einen* Wirkmechanismus zurückführen (etwa auf ein falsches Bewusstsein oder den *backlash* der AkteurInnen), noch wird man versuchen, Kohärenzen herzustellen. Es wird vielmehr darum gehen, genauer zu beschreiben, welche Form diese Widersprüche annehmen, welche Beziehungen sie unterhalten, über welchen Bereich sie bestimmen und welche Funktion sie haben (vgl. Foucault 1973). Hierin liegt meines Erachtens der Gewinn einer diskurs-theoretischen Erkenntnisposition für die Analyse von Interviews. Denn wo viele Studien die gegenwärtigen Geschlechterarrangements stereotyp entlang der gängigen Differenz als modern oder traditional etikettieren, lassen sich so gerade auch paradoxe Verbindungen von Kontinuitäten und Diskontinuitäten erfassen.

Literatur

- Althusser, Louis (1977), *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, Hamburg/Berlin.
- Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (2001), »Das Gewissen macht Subjekte aus uns allen. Subjektivierung nach Althusser«, in: dies., *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a.M., S. 101–124.
- Demirović, Alex (1996), »Die Transformation des Wohlfahrtsstaates und der Diskurs des Nationalismus«, in: Bruch, Micha/Krebs, Hans-Peter (Hg.), *Unternehmen globalisierter Facetten nachfordistischer Regulation*, Münster, S. 89–115.
- Foucault, Michel (1973), *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.
- Hall, Stuart (2004), »Bedeutung, Repräsentation, Ideologie. Althusser und die poststrukturalistischen Debatten«, in: ders., *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4*, Hamburg, S. 34–65.
- Jäger, Ulle (2004), *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, Königstein/Taunus.
- König, Tomke/Maihofer, Andrea (2004), »Es hat sich so ergeben. Praktische Normen familialer Arbeitsteilung«, *Familiendynamik*, Jg. 29, H. 3, S. 209–232.
- König, Tomke (2006), »Familiale Geschlechterarrangements oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen«, *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung*, Ausgabe 18, S. 15–36.